6. — 8. Tausend.

etlev
on Liliencron.

ine litterarhistorische
Würdigung
von
Hugo Greinz.

Separat-Abdruck
aus der
eutschen Rundschau.



Schuster & Loeffler
Berlin 1896.

Vor einigen Wochen bekam ich einen Pack von etwa zwölf Büchern Liliencron, alle in hübscher, neuer Ausstattung, Gedichte, Romane, Dramen, was eben im Laufe von zwei Jahrzehnten ein Dichter von sich hören läßt. Vieles, besonders von den Gedichten, kannte ich schon und war mir vor Jahren lieb und wert geworden. Manches war mir neu und fremd. Mit warmem, genußreichem Behagen legte ich mich nun in diese Fülle, ließ meine Seele tragen und wiegen von dem blendenden Glanze des neu Geschauten, es waren glückliche, sonnige Tage, an die ich später zurückdenken werde. Wie ich das stets thue: wenn ich einen Menschen, in diesem Falle also einen Dichter, beziehungsweise dessen Werke, schon gründlich kenne durch langen, vertrauten Verkehr, dann ist es mir immer ein wonniges Gefühl, mich an die Tage zurückzuerinnern, in denen mir ein liebes Gesicht zum ersten Mal in die Augen, ein köstliches Buch zum erstenmal in die Hände kam. So weiß ich auch heute noch, welchen Sturm, welche drängende, unruhige Freude über mich gekommen war, als ich zum erstenmal Liliencron's Gedichte las, den unförmlichen, in Lexi-

konformat gehaltenen Band, dem man seinem Äußeren nach jeden anderen Inhalt zumuten mochte, als deutsche Lyrik.

Und ich entsinne mich noch genau aller Umstände, die mit dieser Lektüre verbunden waren. Spätfrühling war es, ein kurzer, heftiger Regen war durch die Kronen der Bäume gerauscht, die hellen Tropfen glänzten und glitzerten an allen Gräsern und Blättern, und überall rührten sich wieder die lauten Stimmen der befiederten Sänger. Die Sonne scheuchte die Wolken und trocknete die Wege. Ich saß mit einem Buch in einem grünen Winkel unseres Gartens, blätterte eifrig darin und las mit großen, weiten Augen. Selten noch hatte mich gedrucktes Wort so in Fesseln geschlagen. Mit kurzen Atemzügen folgte ich Zeile für Zeile, ich erlebte die Gedichte, und ich glaube, ich habe den ganzen starken Band Gedichte, eines nach dem andern, in einem Zuge ausgelesen.

Diese Erinnerung wurde in diesen Tagen in mir wieder wach. Wie viel lag nicht dazwischen in dieser Zeit, wie viel Hunderte von Büchern hatte ich seither gelesen, wie viel schales, mattes, kraftloses Zeug — und wie wenig echtes Gold unter der blinkenden Talmiware gefunden. Und jetzt freute ich mich wirklich herzinnig darauf, mit Liliencron, von dem ich bisher zwar genug gelesen hatte, von ihm und über ihn, ungestört und von neuem enge Bekanntschaft schließen zu können, und zwar mit allem, was er geschrieben hatte. Wie wichtig dies letztere ist, um eine reine, richtige Meinung zu erhalten, hat wohl jeder schon oft genug erfahren. Viele Vorurteile, ganz grundlos entstanden, aber stets wieder von neuem entfacht und genährt, verschwinden

bei umfassender Kenntnis und machen einem gerechten, von der Unwissenheit unbeeinflußten Urteile Platze.

So nahm ich denn den ganzen Pack zusammen, ging in die Einsamkeit und machte in erlesenen Stunden, nach beendeter Pflichtarbeit, ein paar volle Griffe aus Meister Detlev's Schatzkammer. Unter Tags die trockene Beschäftigung mit juridischer Weisheit, der Kampf mit Paragraphen und der Rechtsgelehrsamkeit weiten, unabsehbaren Materien, — dann, wenn der Abend kam, oder auch schon in aller Herrgottsfrühe: hinein in das blühende, in tausend Farben prangende Land des Dichters! — Jetzt bin ich fertig mit ihm, jetzt darf ich sagen: ich kenne ihn, und jetzt, da alle Eindrücke sich in mir gefestet haben und bleibende geworden sind, ist es mir ein Bedürfnis, über ihn zu schreiben, es zu versuchen, in allen, in denen auch nur ein kleiner Teil jenes Geistes wohnt, der in Liliencron's Dichtungen schafft und sich regt, das Verlangen nach ihm wach zu rufen und gleiche Freude an ihm finden zu helfen, wie sie mir geworden ist.

I.

Mit seinen Gedichten will ich anfangen. Sie sind eigentlich für die ganze Lyrik typisch und in vielen Punkten tonangebend. Gerade auch deshalb, weil sich Liliencron nicht mit einigen wenigen Motiven begnügt, die er nach alten Walzen abhaspelt. Der Untergrund für seine Verse ist vielmehr ein universeller, und daher ist es auch zu erwarten, daß Liliencron stets die Fähigkeit haben wird, mit

Ungeahntem, bisher Fremdem und nicht Gebrachtem zu überraschen und neue Töne für neue Lieder zu finden. In diesem letzteren berührt sich das Quantitative mit dem Qualitativen oder, besser gesagt, treten die beiden Bestandteile des stofflich Neuen und in der Form Neuen zu einem vollendeten Ganzen zusammen, das eben dann ein Liliencronsches Gedicht giebt. Dabei will ich mich aber ausdrücklich dagegen verwahren, daß ich unter „neu" etwa das effekthaschende Streben nach nie Dagewesenem, gezwungen Originellem verstehe. Das „Neue" entspringt vielmehr einer ganz ursprünglichen, ungezwungenen und unmittelbaren Stimmung, in der eben die dichterische Konzeptionsfähigkeit in die befruchtende Lage versetzt wird, dieses „Neue" naturnotwendig zu erzeugen. Die seltenen Stunden, in denen das geschieht, sind die auserlesensten, glückbringenden im Leben, und Liliencron ist mit solchen reich gesegnet.

Sieben Bände bergen seine Lyrik: „Adjutantenritte", „Kampf und Spiele", „Kämpfe und Ziele", „Der Haidegänger", „Neue Gedichte", „Poggfred" und der Sammelband der „Ausgewählte Gedichte". Ich weiß nicht, wohin ich den ersten Blick werfen soll, um so einige mit seinem starken Leben gesättigte Stelle vorzuweisen. Mir erscheint doch noch immer der s. Z. einfach mit „Gedichte" überschriebene Band, jetzt „Kampf und Spiele", als der eindruckreichste. Wahrscheinlich mag da der Umstand mitspielen, daß sie das erste Liliencronsche Buch waren, das ich gelesen hatte. Schon das Gedicht, das auf der ersten Seite steht, „Mit Trommeln und Pfeifen", rührt so merkwürdig und wundersam an das Herz mit seiner verhaltenen Trauer über den Abschied vom Soldaten- und Kriegsleben. Und dabei klingt es taktfest

und sicher wie der Paradeschritt eines preußischen Bataillons an uns vorüber, und es ist uns, als ob wir noch später seine Zeilen wie von der Ferne in unseren Ohren summen hörten. Der bald darauf folgende „Zapfenstreich“ und „Die Musik kommt“ stehen dem ersten Gedicht in dieser Hinsicht ebenbürtig zur Seite. Es liegt eine berauschende Tonfülle in diesen Worten und Reimen, und eine wahre Ohrenweide ist es, sich diese prächtigen, strammen, wie aus einem Guß gearbeiteten Verse vorlesen zu lassen. Das ist überhaupt bei allen seinen Gedichten eine wohlthuende Eigenschaft, die wir sonst leider so selten finden. Er ist der strengste Richter gegen sich selbst und duldet nicht einen unreinen Reim oder irgend welche formale Nachlässigkeit. Bei aller sonstigen Freiheit, selbstverständlich. Im „Mäcen“, seinem Beichtbuch, kommt er des Öfteren darauf zu sprechen und bedauert es, daß so viele Große, wie Goethe, Schiller, Mörike und andere Götter erbärmliche Reime brachten. „Der unreine Reim ist einfach ein Zeichen der Trägheit,“ ist sein strenges Urteil. Aber nun weiter in den Gedichten. Wenn ich das Beispiel Wulff Gadendorp's, eines Mannes, der später noch zur Erwähnung kommen wird, befolgte, würde ich es, auf Liliencron angewendet, also thun und eine Auswahl meiner Lieblingsstücke, die mir eigen geworden und ins Herz gewachsen sind, einfach aufzählen. Ich will's einmal probieren:

Da steht nach den militärisch knappen Einleitungsliedern „Fatinga“, das tanzende Zigeunermädchen, ihm gegenüber der Dichter mit Paschagelüsten. (Einer Namenskollegin, mit der er angenehme Schicksale teilte, gedenkt er auch in Prosa. Sie ist nicht so ernst wie diese schellenklirrende Orientalin

und heißt eigentlich gut bürgerlich Annchen Silbersack!) — „Unter Goldregen und Syringen", ein Sommerruhgedicht von milder, vollendeter Schönheit, und ganz im gleichen Tone: „Das Gewitter", die lustige Schalmei von den sieben jungen Mädchen — „Een—twe—dre—veer—fief—sös—söbn." — „Wiebke Pogwisch" (Schlacht in der Hamme, 1404), eine seiner wenigen holsteinischen Balladen. Dann der „Cincinnatus" — „Frei will ich sein. Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug, und ein fröhlich Herz, und das ist genug" ist einer der Höhepunkte in den Gedichten, ebenso wie die „Sündenburg" und die „Rache der Najaden" von der Farbenglut Böcklin'scher Bilder übergossen. Leider fehlen sie, ich weiß nicht, warum, in den „Ausgewählten Gedichten". Weiter: „Der stille Weg" — ein Nicht-Dichter oder einer der genußverdorbenen Übergebildeten würde sich lächerlich machen mit dem Stoff, aber Liliencron bringt ihn rein und lebenswahr — wir staunen. — „Auf der Kasse" gehört zur Gruppe von „Unter Goldregen und Syringen", „Gewitter" u. s. w. — Eine Gruppe von drei Widmungen an seine Liebsten: Theodor Storm, H. v. Kleist, C. F. Meyer. Eine vierte an Karl Henckell, den „Feuergeist", folgt später. — „Haidebilder", „Dorfkirche im Sommer", „Im Marschgarten" will ich außer der großen, großen Menge anderer ihrer Art erwähnen — sie kehren stets wieder und reden von Wald und See, von stillen Orten, sonnigen Feldern, Knicks und Gärten in des Dichters Heimat. Dieses nationale, auf enge Räume beschränkte Moment der Heimatsliebe ist ja so selbstverständlich bei Liliencron! — „Viererzug", „Auf der Pinasse", „Nach dem Ball" — von kleinen, blonden Komtessen und lachenden rotwangigen

Bauerndirnen. Das ist Leben, Leben, Leben!! Und die grimmige „Gelbe Blume Eifersucht“ darauf! — Zwei bekannte Stücke, vielleicht die allerbekanntesten, da sie in Anthologien Eingang gefunden haben: „Hochsommer im Walde“ und „Bruder Liederlich“ — das letzte von bestechender, reizender „Fixigkeit“. Wenn es noch nicht komponiert sein sollte, wäre es höchste Zeit dazu. „Halli und Halloh!“ — „Abseits“, „In einer großen Stadt“, „Liebesnacht“, — das sind Beispiele für die vielen, von einem stolzen Genius eingegebenen Gedichte in seinen Büchern, mit den seltsamen Tönen einer tief versteckten, schamhaft sich hervorwagenden Romantik. Die zartesten Wirkungen knüpfen sich daran; wie bei den schönsten Liedern Eichendorff's kommt eine wunderfeine, stille Stimmung geschlichen und umgiebt unsere Sinne mit Seligkeit und verträumten Gedanken. Es ist die Welt des deutschen Volksliedes. Und warum soll es denn unmöglich sein, daß in unseren Tagen dessen milde, unvergängliche Herrlichkeit nicht in neuen Werken aufleben könnte? Es sind Zeichen dafür vorhanden, und solche Gedichte, wie die oben erwähnten, dürfen uns Hoffnung geben. Ich hege diese fest in meinem Herzen und bin überzeugt, daß diese Lieder Liliencron's in das Volk dringen werden. Demnächst wird übrigens eine Sammlung von Liliencron's schönsten und sangbarsten Gedichten mit Kompositionen von Hans Hermann, E. O. Nodnagel, Richard Strauß, Felix Mottl, Wilhelm Mauke, Bernhard Schuster, Gustav Kant u. A. erscheinen, der ich einen vollen, nachhaltigen Erfolg wünsche. — „Kleine Geschichte“, „Rondel“, „Zwiegespräch“ mit einem großen Anhang ähnlicher bilden die Welt der süßen Mädelgeschichten, wie sie dem lebensstrotzenden Landbaron, der mit

lustigem Lachen genießt, wo sich das Glück ihm holdselig beut, prächtig gelingen. — „Der Kranz“ „Pietà“. Wenn Liliencron, wie hier, symbolisch wird, so wird er es nicht mit krampfhaften Gesten, sondern wuchtig, mit unheimlicher Machtentfaltung. Ich denke dabei stets wieder an Böcklin und dessen grandiose Farbendichtungen. — „Waldgang“, „Ich und die Rose warten“, „Trotzköpfe“, „Schöne Jugendtage“ mit dem Kehrreim „Flußüberwärts singt eine Nachtigall“, „Krischan Schmeer“, die vielen Sicilianen, in denen Liliencron eine ihm willkommene und zusagende Form gefunden hat, — — ich sehe ein, es geht nicht mehr weiter mit der Methode des Herrn Wulff Gadendorp, der Stoff sickert einem zwischen den Fingern hindurch, wenn man ihn ordentlich erfassen will, die Aufzählung würde ein spätes Ende nehmen, und ich fürchte, ich habe jetzt schon viel Wichtiges vergessen, das ich unbedingt hätte anführen müssen. Also, nur selber zugreifen, es ist das Beste und entschieden der einzige Weg, einen Dichter kennen zu lernen. Dann kann ja jeder nach seinem eigenen Geschmacke genießen. Es hat wenig Wert, ihm die einzelnen Sachen zu bezeichnen — das ist schön und das ist gut — da diese Kriterien über jeden Schriftsteller viel zu oft höchst persönlich bleiben werden. Meine waren es auch zu ihrem größten Teil und dürfen nur als solche gelten.

II.

Liliencron stand seit Beginn seines Auftretens in den vordersten Reihen der „Jüngsten“ in der Litteratur, für die er, wie für alles Aufstrebende, Siegverheißende, schneidig

und mit vollem Einsatz seines lebhaften Temparamentes eintrat. Nur ein Beispiel davon will ich erwähnen. Es war vor sechs Jahren, als Hermann Conradi, dieser geniale, jetzt schon halbvergessene, unglückliche Dichter in frühem Alter gestorben war und sich eine ganze Preßmeute, die sich sonst Zeit seines Lebens niemals um ihn gekümmert, sondern ihn stets totgeschwiegen hatte, nun mit unsäglich würdelosem Gebahren auf ihn stürzte und dem armen toten Menschen höhnend noch ins Grab nachspie. Es war ein Schauspiel, bar der menschlichsten Gefühle. Und damals war es, als Liliencron, von gerechtem Zorn entbrannt, einen bitteren, vom schweren, herben Schmerz über den jähen Verlust eines Freundes und Mitkämpfers thränenerstickten Artikel in die „Gesellschaft“ schrieb. Er war einer der wahrsten und am aufrichtigsten gemeinten Nachrufe, die dem jungen Conradi gewidmet wurden, zugleich voll der Empörung über die Behandlung, die man einem ernsten, nach dem Höchsten strebenden und in aufreibenden Sorgen um das leidige tägliche Brot untergegangenen genialen Menschen noch nach seinem Tode zuteil werden ließ. Oft genug wiederholten sich die Gelegenheiten, daß sich der holsteinische Baron mit Leidenschaft an die Seite derer stellte, wo die wahre noble Gesinnung und dichterische Arbeit ohne materielle Nebenabsichten zu finden war. Wie oft hat er auch gegen die eingewachsenen Übelstände deutscher Zeitungskritik gewettert, die er, oft von den unfähigsten, unwissendsten Leuten geschrieben, am eigenen Leibe am härtesten empfunden hatte. Sein „Mäcen“, eines der wunderlichsten und tiefsinnigsten seiner Bücher, ist voll von solchen trüben Erfahrungen und Selbstbekenntnissen.

Durch seine Identitätserklärung mit der modernen Bewegung hatte er sich der Gefahr ausgesetzt, mit all den Übrigen von dem eklen Geifer beschmutzt zu werden, der in früheren Jahren und unbegreiflicherweise auch jetzt noch hie und da wütend gegen alles verspritzt wurde, was den hochweisen, mit trockener, verstaubter Professorenweisheit und der gewissen „Wohlanständigkeit" aufgepäppelten Rezensenten und den ditto Journalen und Familienblättern nur irgendwie als „realistisch" verdächtig vorkam. Es ist ja geradezu lächerlich, wie dieses unschuldige Wörtchen auf manche federgewaltige Herren alarmierend wirkte und sie ganz außer Rand und Band brachte. Liliencron und M. G. Conrad mit ihm, später auch O. J. Bierbaum, statuierten damals einige Exempel und führten die ärgsten unanständigsten Schreier, denen die Worte „Koth", „Jauche", „Mist- und Sumpflitteratur" und ähnliche zarte Bezeichnungen für die jungdeutschen Realisten nicht aus dem Munde kamen, ordentlich ab.

In Liliencrons Werken liegt aber Vieles, das ihn innerlich von manchen Bestrebungen und Kennzeichen der Modernen trennte. Hauptsächlich nach zwei Seiten hin. Vor allem finden sich bei ihm nirgends Merkmale irritierender Einflüsse fremder Kulturfaktoren, die ja in den Anfängen so vieles Gute und Gesunde der modernlitterarischen Bewegung verdrängten und erstickten. Jetzt steht es ja weitaus besser mit ihr, sie hat sich der ausländischen Bevormundung zum größten Teile entwunden und sich immer mehr auf eigenen, deutschen Boden gestellt. Liliencron brauchte diese Wandlung nicht durchzumachen, da er von jeher mit knorriger Zähigkeit an seinem deutschen Volke

hing. Dann das Zweite: er war nicht durch neue Programme zur neuen Kunst gekommen, sondern hatte diese in sich selbst. Er arbeitete, wenn wir diesen Ausdruck für einen Dichter gelten lassen sollen, nicht nach Regeln, nicht ästhetisierend, wie im Anfange so viele der Übrigen, sondern kümmerte sich den Teufel darum, ob er zu dieser oder jener Ästhetik schwören solle. Die Art und Weise, wie er schrieb, war für ihn überhaupt nur die einzig mögliche, die ganz individuell bestimmte, die von der eines jeden anderen durch das tonangebende Moment des persönlichen Wertes streng geschieden ist. Mir erscheint gerade dieses Merkmal überall — nicht nur bei Liliencron — als das einzige, das die Gewähr für eine dauernde Bedeutung giebt: Mensch und Dichter ist so in einander verquickt, in einander gewachsen, daß wir den einen nicht von dem andern unterscheiden können. Wir brauchen nur an Goethe zu denken — um gleich den Größten zu nennen.

Es wäre psychologisch von Interesse, zu erforschen, warum sich gerade die Zunftkritiker gegen Liliencron ablehnend verhielten. Allerdings ist es ja richtig, daß diese gewöhnlich erst nachhinken, wenn alle Spatzen schon den Namen des Dichters schreien, und ihn dann auch — also jetzt erst ganz gesetzmäßig und legitim! — zur Größe stempeln. Ein weiterer Grund dürfte auch der sein, daß sie, von Theoriegespinnsten den Blick verdüstert, dem Menschlichen in der Kunst keine Rolle zuweisen wollen. Das „Göttliche“ der Kunst, von dem sie so gerne und so oft sprechen, wenn sie mit ihrer Weisheit fertig sind, bleibt aber so lange eine Phrase, als man darunter eben nicht das Hohe, Stete und Immerwährende im Menschen ver-

steht. Damit kommen wir auf dasselbe zurück: daß jede Kunst erdgeboren ist und nicht von den Lüften in die Köpfe der Menschen flog. Liliencrons Kunst ist erdgeboren, es ist das schönste, richtigste Prädikat, das wir ihr beilegen können, und es liegt in ihm der ganze Stolz des sich bewußten, selbstgewordenen Könnens. Und damit kehre ich von der etwas weitläufig gewordenen abstrakten Erörterung zum Dichter selber, der mir lieber ist, als wie hundert noch so schöne ästhetische Verhaltungsmaßregeln, wieder zurück.

III.

Wenn man Liliencrons Gedichte gelesen hat, kennt man ihn im Grunde. Aber viele Eigenschaften, manche neue und in seiner Lyrik nicht erkennbare Seiten offenbaren sich erst in seinen Prosaarbeiten. Hier ist ein unbegrenztes Feld für seine Schaffenslust und der Spielraum für seine Laune und Phantasie ein weitaus größerer, freierer, in die Tiefe und Weite. Liliencrons Prosa ist voll des reichsten Gehaltes. In ihr liegt das Leben, das Leben mit seinen großen Schönheiten, dem Frohsinn seiner glücklichen Stunden, das Leben mit seinen unerhörten Rohheiten, seinem gemeinen tierischen Zwang — das Leben, wie es ist, in seiner ganzen Herrlichkeit und Häßlichkeit! Er liebt hier nicht so sehr die fein abgeschliffenen, vollendeten Formen, wie in seinen Gedichten, als die Art der frei sich bewegenden, manchmal ziemlich umfangreichen, novellistischen Skizzen — eigentlich ist Skizze nicht die treffendste Bezeichnung dafür, sie ist zu eng — in denen man mit feinen Augen erst das

Werden und allmähliche Wachsen des Inhaltes verfolgen kann. Als zwei seiner besten Novellen erscheinen mir: „Die Schnecke“ und „Die Mergelgrube“. Es sind Lebensbruchstücke, erzählt, wie man von Mund zu Mund spricht — ein Litteraturprofessor müßte sich, wenn er Liliencron lesen würde, was allerdings sehr selten vorkommen dürfte, über seine Ungehörigkeiten und Ungezogenheiten entsetzen. Keine Spur von einer strengen, entwickelnden Komposition, von irgend welcher konstanten, stets wiederkehrenden Regel, nach der er die Menge dessen, was er zu sagen hat, anordnen würde. Hier ist er der reinste Naturalist — o, schrecklich! — aber im Sinne der bekannten Verse, die er diesen Kunstjüngern widmet, der Naturalist mit feiner Künstlerhand. Entzückend ist diese lässige, frische, unbekümmerte Weise seines Erzählens, z. B. in der „Schnecke“: Er ist in Rom, und dort trifft ihn im Vorfrühling die kurze Depesche „Angekommen“. „Es bedeutet, daß die Waldschnepfe meine Heimat Schleswig-Holstein durchzieht. Hals über Kopf, von starkem Heimweh gepackt, reise ich dann ab. . . Mitten in der ewigen Stadt, die die Geschichte einer Welt in sich faßt, dachte ich an mein bescheidenes Gut Wulffshagen, an meine stillen, einsamen Wege, Wälder und Haiden.“ Die innige Sehnsucht nach der väterlichen Scholle überkommt ihn und er denkt an sein Land, an die Menschen, die er alle dort in seinen Dörfern kennt, an das rätselhafte junge Weib Mariela, das sich in mondheller, schwüler Sommernacht willig von ihm küssen ließ. — — Und wie er von Rom abreist und nach München kommt, der ihm zum zweiten Heim gewordenen Kunst- und Bierstadt, taucht ein anderes Mädel vor seinen Augen auf: das schwarze,

„besappelnde“ Katherl, das „frischeste, gesündeste aller Alpendearndeln“, mit dem er sich auf der Rottmannshöhe so ausgezeichnet unterhielt, zum Ärger zweier deutscher Professoren. Der eine war ein Professor der Ästhetik, erfuhr er, der den seligen Brockes ausgrub und sich mit dessen neunbändigem Werke „Irdisches Vergnügen in Gott“ seit dreizehn Jahren beschäftigte, der andere entpuppte sich als „Bücherschreiber“ und Verfasser zahlloser Romane aus dem alten Turkmenien für den Weihnachtsbüchertisch. Das ist aber alles noch nicht die eigentliche Novelle, denn die „handelt“ von ganz etwas anderem. So geht es beinahe bei jeder Erzählung Liliencrons. Als Ausnahme gelten seine in straffer Spannung gehaltenen Kriegsbilder und manche novellistische Arbeiten — besonders in der „Sommerschlacht“ und „Unter flatternden Fahnen“ finden sie sich — die mit Vermeidung aller verlockenden Seitenwege in strenger Stetigkeit geformt sind und die peinlichsten ästhetischen Ansprüche zufriedenstellen. Mir ist aber thatsächlich „Die Schnecke“ und „Die Mergelgrube“ lieber.

Einige Worte noch über die letztere. Sie ist ein düsteres, hohes Lied der in trüber, stiller Frühlingsgegend schwelgenden Einsamkeit, durchsetzt von einer unstillbaren, wilden Sehnsucht nach dem Leben, nach der willensstarken, jauchzenden „Raubtierherrlichkeit“. Und zwischen diesen beiden Polen, Knechtschaft und Freiheit, liegt die Fülle des Erlebten und Erdichteten und wächst mit jeder Seite. Wir folgen jeder Erzählung Liliencrons mit freudigem Genuß und vergessen, daß er eigentlich oft von was anderem spricht, als von dem, was wir erwarten. Er überlegt nicht in kühlem Abwägen: paßt dies in den gesteckten Rahmen,

in die Einheitlichkeit des Inhaltes? er fragt nicht, wie der Eindruck werde, er erzählt drauf los, wie es ihm durch die Sinne geht, und kommt immer wieder zu neuen Reizen und zu neuen kleinen Geschichten, die in seiner Erinnerung lebendig werden, und von denen er mit hellem Vergnügen spricht. Das warme, vollblütige Leben, das in ihnen steckt, ersetzt alle Forderungen, die einer in technischer Hinsicht an sie stellen könnte. Überhaupt, einer, der was kann, darf uns kommen, wie er will, in eigensinniger, neuer Gestalt, und darf alle Regeln über den Haufen werfen. So weit sind wir ja doch schon, daß unsere erste Frage nach dem einen geht: kann er was oder nicht, und sich nicht damit beschäftigt, in welchen Kasten wir eine Persönlichkeit kritisch einschachteln sollen. Also! Dazu kommt bei Liliencron der Stil, den er einzig und allein schreibt, der stolz und herrisch sich aufbäumt, dann wieder tiefherzlich und leise sich unsagbar Zartem und Seligem beugt und von einer wundersamen Schmiegsamkeit ist. An anderer Stelle war schon von seiner sprachlichen Feinfühligkeit die Rede. Das dort Gesagte gilt auch für seine Prosa.

Aus der Art der „Mergelgrube", des „Mäcen" und ähnlicher Stücke fällt „Das Richtschwert aus Damaskus", eine knapp zusammengedrängte Novelle, ohne alle Abschweifungen, die Liliencron so liebt und in die er seine ganze Kunst legt, mit drohendem, unerbittlichem Schicksal und einem erschütternd hereinstürzenden und phantastisch ausklingenden Ende. Was das Einheitliche des Inhaltes und Stoffes, das Abgerundete der Darstellung anlangt, steht neben dieser Skizze sein bisher einziger Roman „Breide Hummelsbüttel". Er ist seine „objektivste" Arbeit,

ein Abschnitt aus dem Leben seiner Landsleute in Holstein, mit steigender Entwicklung, Handlung und Lösung, ein Erzählungswerk im Zwing und Bann der hergebrachten künstlerischen Gewohnheiten, denen Liliencron an so vielen Stellen entwachsen ist. In „Breide Hummelsbüttel“ — er datiert aus früheren Jahren — fügte er sich allen Schranken, die seiner Phantasie auferlegt wurden und seiner unbändigen Lust, sich zu recken und zu dehnen, dahin und dorthin seine Blicke zu werfen und allein seinem Herzen und seinen Einfällen zu folgen.

Ein eigenes Kapitel in Liliencron's Kunst ist „Der Mäcen“, eines der mit seiner Persönlichkeit vollgesogensten Bücher, eine Art Lebens- und Beichtbuch, in dem er in der Gestalt des Grafen Wulff Gadendorp seine ganze deutsche Weltanschauung im Großen und Kleinen darlegt, in dem er mit argem Schelten über üble Dinge krittelt. Im „Mäcen“ steht wahrhaft über alles und jedes ein Wort, ein bestimmtes, scharfes Wort, keine halbe Phrase oder unwissendes Geplapper. Und die leitende Idee ist ein ungemein feines, durch und durch deutsches und neuzeitliches Kunstgefühl eines Laien, das naive Kunstempfinden unverbildeter Sinne und ein weltgewandter Geist, der sich in den stillen Reizen seiner Heimat am wohlsten befindet. Auch hier herrscht die ungebundene „Stillosigkeit“ und Ungezwungenheit seiner Prosa. In die losen Aufzeichnungen des Grafen Gadendorp sind ganze Seiten eingeflochten mit den Gedichten seiner Lieblingspoeten, Gottfried Keller, Storm u. a. Hier finden sich auch die härtesten Klagen über deutsches Poetenelend: „Das Publikum liest die Bücher nicht. Es ist durch Familienblätter dermaßen versumpft

und verseucht, daß es gar nicht weiß, was sonst in der Litteratur seiner Zeit vorgeht und geschrieben wird. Traurig, traurig!" Wie vielen spricht er damit aus der Seele, und wie viele, wie unendlich viele, die sich auf das hohe Piedestal der „Gebildeten" zu stellen sich für berechtigt halten, begehen in dieser Sache während ihres ganzen Lebens die wahre Sünde gegen den heiligen Geist. — Es stecken im „Mäcen" genug „tote" Stellen, Wiederholungen, aber sie gehören zum ganzen Charakter des Werkes; sie sind entweder Stadien der Ruhe oder Bekräftigungen seiner Ansichten. Die schönsten Teile des Buches, die nicht polemisch und in angriffslustigem Kampfgefühl geschrieben sind, sind jene, in denen sich seine Liebe und Freude an der Natur seines Landes ausprägt. Auf den Jagd- und Wanderfahrten, die die Langeweile trübseliger Wochen unterbrechen, gehen wir mit ihm durch Dick und Dünn, über die Haiden und Straßen, in manch' verdächtige Spelunke, in manch' einsamen, in sonniger Öde stehenden Krug und erleben mit ihm heimliche, rätselhafte Stunden, fremder Menschen Schicksale, Freuden und Schmerzen. Er spielt die Rolle des Erlösers aus drückender Alltagstrübnis des Lebens.

IV.

Liliencron war deutscher Soldat mit Leib und Seele, mit reiner, adeliger Gesinnung. Aus dem deutsch-österreichischen und deutsch-französischen Krieg kehrte er, mit Wunden bedeckt, in seine nordische Heimat zurück. An

dieser Stelle will ich gleich einige kurze Daten über sein Leben geben. Unser Dichter ist 1844 in Kiel geboren. Beinahe als Kind schon Jäger, streifte er durch Haide, Wald und Busch, und da setzte sich diese tiefe, leidenschaftliche Liebe zur Natur in ihm fest, die sich in jedem Werke äußert. Früh wurde er Soldat, kam in anderthalb Dutzend Garnisonen, focht in den zwei Feldzügen, kehrte dann in die Heimat zurück und wurde königlicher Verwaltungsbeamter. Seit längerer Zeit hat er den Abschied genommen und lebt ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten. Erst in der Mitte seiner Dreißigerjahre, sagt er selbst, schrieb er sein erstes Gedicht. Das mag auch die Ursache dafür sein, daß er keine halben Werke geschaffen, sondern von Anfang an aus dem vollen kräftig-männlichen Fond seiner reichen Begabung die reifsten Früchte hervorgebracht hat. In der Reihe seiner Bücher giebt es kein Übergangsstadium, keine wechselnden Perioden, und vom ersten bis zum letzten finden wir kein Zeichen des Ausgeschöpftseins, der Verflachung.

Mit zweien seiner eigenen Sätze will ich die beiden Bestandteile seines Soldatencharakters kurz zur Äußerung gelangen lassen. Der Jubel über seine Lieutenantszeit: „.... mit deiner fröhlichen Frische, mit deiner Schneidigkeit, mit den vielen herrlichen Freunden und Kameraden, mit all' deinen Rosentagen; mit deinem bis auf's Schärfste herangenommenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht", und seine unveränderliche, feste Volks- und Kaisertreue: „Mein Kaiser und mein Vaterland sind mir zwei heilige, unverrückbare Sterne." Sein an Eindrücken so tiefes, an Thaten so reiches Soldatenleben, seine zahlreichen Erinnerungen an ruhmvoll Geschehenes haben in den „Kriegs-

novellen“ einen dauernden Platz gefunden. Wahrhaftig — sie sind von Blut und Eisen, und ich würde der blutscheuen Frau Baronin Bertha und deren Verehrern diese Bücher mit ganz besonderem Vergnügen empfehlen. Seine beiden Seelen — Soldat und Künstler, heutzutage wohl so selten vereinbar! — verbinden sich zu einer, und niemals, auch nicht im größten Schlachtengewühl, erstirbt sein Schönheitsgefühl, erlischt sein für künstlerische Wirkungen hochempfängliches Auge. Mit Freude und Aufrichtigkeit schreibt er in einer Skizze: „Der Richtungspunkt“, bei der hinreißen- Schilderung des Zusammenreitens zweier feindlicher Geschwader: „.... ein grandioserer Anblick ist mir nie geworden. Jedes Künstlerherz hätte aufschreien müssen vor Entzücken. Aufschreien müssen vor Entzücken!“

Da erkennen wir es, wie herrliche Erfolge dem Dichter der Umstand bringen kann: das, was er dichtet, mit eigenen, teilnehmenden und verständnisklaren Augen gesehen zu haben, selbst dabei gewesen zu sein. Und das war er ja. Mit den flatternden Fahnen zog er mit, unter wirbelnden Trommelklängen und schmetternden Fanfaren, mit in Pulver und Dampf der Schlacht, in Feuer, Tod, und Sieg. Liliencron hat diese schreckliche, schöne, erschütternde Wirklichkeitspoesie, wo jede neue auch außer den Schlachten zugebrachte Stunde ein neues Erlebnis schafft, zu einer wahrhaften Spezialität ausgebildet. Seine „Methode“ dabei ist eine zweifache, aber niemals voneinander schroff geschieden: auf der einen Seite ein streng sachliches, an dem zum Verständnis und klaren Erschauen Nötigen haftendes, sicheres Aufbauen der „Katastrophe“ — auf der anderen Seite aber regiert wieder schrankenlos, ohne Gesetz und Vorschriften,

willkürlich und despotisch der „Mensch" Liliencron — nicht der Soldat, der Befehlshaber seiner Kompagnie — der Mensch, für dessen Verhalten seine eigene Persönlichkeit, Art und Unart, die einzig maßgebende Richtschnur bildet. Und da erzählt er, wie er es gewohnt ist, mit Lust und Laune, schafft aus der Hand heraus eine Fülle von Augenblicksbildern, lustig, traurig, lieb, von grandioser Gewalt, in allen Schattierungen, und streut sie nach Belieben, wie es ihm ein plötzlich aufschießender Gedanke eingiebt, in die geraden Linien seiner genau entworfenen Schlachtenpläne. Daß der Humor, jener Humor dabei nicht zu kurz kommt, der auch in den furchtbarsten Lagen den biederen Deutschen und besonders den des nordischen, holstischen Schlages, nicht ganz verläßt, darf man getrost erwarten. Aus Liliencron's Gesicht blicken nicht umsonst zwei lustige, schelmische Augen.

In so vielen Litteraturgeschichten und Essays habe ich schon gelesen, wie gering der künstlerische Gewinn aus dem deutschen Einigungskampfe für Deutschland geworden sei und daß die einzige, ersichtlich aus der Stimmung dieses Jahres hervorgegangene Dichtung, die die Kämpfe der Deutschen zu ihrem Vorwurfe habe, ein episches Gedicht Wildenbruch's sei. Ja, wenn die Herren mit verbundenen Augen Geschichte schreiben, ist es allerdings schwer, auch Liliencron's in diesem Kapitel Erwähnung zu thun, dessen Kriegsbilder, was die blitzende Glut der Darstellung und die beispiellos packende Kraft anbelangt, die uns zwingt, hingerissen und mit angehaltenem Atem der ersteren zu folgen, Wildenbruch's Gedicht an Wert und Bedeutung weit überflügeln. Warum nennt man also nicht ehrlich seinen Namen? Muß denn diese leidige Mißgunst allem gegen-

über, was unbekümmert um das in künstlerischen Fragen jeweilig herrschende Regierungssystem die eigenen Wege geht, ihre alte, häßliche Rolle spielen?

V.

Von Manchen wird Liliencron vorgeworfen, daß er „sinnlich“ sei. Damit verbinden diese die Absicht, ihn vor der unwissenden, von Schlagworten eingenommenen Menge zu dem Haufen jener Sudelschreiber zählen zu können, die die Halbwelts- und Cocottenlitteratur machen. Dieses Vorgehen ist geradezu perfid und gemein. Ich lobe an ihm die Sinnlichkeit, ausgehend von der Meinung, daß das sinnenfrische, unverdorbene Fühlen ebenso ein Bestandteil des deutschen Volkscharakters ist, wie es eine lendenlahme, frömmelnde Prüderie gegen denselben niemals war. „Ich will!“, schreibt er einmal, „ja, ich will hinein in's Leben; die Menschen will ich mit mir reißen, sie sollen mir folgen; ein Eroberer will ich sein; die Erde soll mir gehören. Die Tage der Faust und dem Schwert, die Nächte der Liebe und dem Becher! . . . Der Eine hat Fischblut — aber dann soll er nicht Tugendwächter spielen und den verdammen, dem ein Kügelchen mehr das Blut treibt... Frische, Natur, Natürlichkeit, jubelndes, jauchzendes Herz!!“ Das ist sein Programm den kleinlichen Beurteilern gegenüber, denen „im Heuchelhut und mit Tugendmanschetten“. Die halbe, lüstern verhüllende und entschleiernde Kunst, die bei uns aus gallischen Einflüssen entstanden ist, ist es, gegen die man prüde sein mag, wenn man will, niemals aber ein so

urfrisches, germanisches Sinnenleben, wie es sich bei Liliencron als Resultat seines ganzen Milieus, seiner ganzen Abstammung und Umgebung zeigt. Bei ihm wurzelt dasselbe in seinem tiefen, holsteinischen Gemüt, in seiner schrankenlos sich hingebenden Liebe zur Natur, zur derben Eigenart seiner Landsleute. So viel über die „Sinnlichkeit“ Liliencron's, die mir stets von neuem Freude macht. Lächerlich ist es — wie dies so oft geschieht — sich ihr gegenüber auf einen ethischen Standpunkt zu stellen, von dem aus unsere öden und geistlosen Familienblätter geleitet werden. Doch genug von dem — der letzte Punkt gäbe allein Stoff für eine eigene lange Predigt. Wann sich diese unwürdigen Zustände einmal bessern werden, weiß der Teufel.

VI.

Liliencron hat auch einige Dramen geschrieben, die sämtlich aus früheren Jahren stammen. Daß er auf diesem Gebiete große äußere Erfolge erringen wird, bezweifle ich. Im Drama macht er mir stets den Eindruck, als ob er nicht ganz er selbst wäre. Abgesehen von den Einflüssen, die sich in ihm zeigen — Shakespeare, Kleist — und die er keineswegs zu verleugnen braucht. Wie froh könnten wir sein, wenn ein neuer Kleist in uns erstände! Aber ich habe, trotzdem er manche herrliche, berückende Szene bringt, den Eindruck, daß in seiner Natur der Beruf eines Dramatikers doch nicht liege. Das einzige Drama, das mich in dieser Meinung immer wieder wankend macht, ist sein Trauerspiel „Die Merowinger“. Aber auch das mußte

für Aufführungen, sowie die übrigen, umgearbeitet und für das Lampenlicht mit rohen Händen hergestellt werden. Und dieser Arbeit würden die vielen Vorzüge, die man aus dem Lesen seiner Dramen gewinnt, wahrscheinlich zum Opfer fallen, es würden aus den eindrucksmächtigen Tragödien theatralisch wirkende Schaustücke, und ihr innerster Kern würde bis zur Unerkennbarkeit getroffen werden. Darum habe ich noch immer seine ungekürzten und ungestrichenen Buchdramen mit ihrer überwogenden, für die Bühne zu wuchtigen Menge von Thaten und Gestalten, mit ihrem energischen Zug der Rücksichtslosigkeit, des Elementaren, lieber als deren zusammengeschniegelten Bühnenausgaben, zu denen sie sich für eine Aufführung bequemen müßten. Und von Anfang an ein bühnentechnisch fehlerloses Drama zu schreiben, dazu könnte sich wahrscheinlich Liliencron niemals bequemen. Lieber abseits — als mit Zugeständnissen an ein verhätscheltes Publikum auf Kosten eigener künstlerischer Überzeugung nach Erfolgen ringen — so denke ich über den Dramatiker Liliencron.

VII.

Den „Adjutantenrtiten“ ist Liliencrons Bildnis beigegeben: ein herzfrisches, deutsches Gesicht, aus dem zwei lustige, tiefe Augen blitzen. Um die vom buschigen Barte überschatteten Lippen huscht ein halbbezwungenes, unterdrücktes Lächeln. Der ganze Eindruck ist ein überaus flotter. Und dabei hat aber Liliencron die Fünfzig bereits überschritten. Doch aus seinem Antlitz, wie aus seinen

Werken leuchtet die Jugend, die unbesiegbare, ewige, die sich auch mit weißen Haaren verträgt; und Liliencron wird stets jung bleiben, diese Gewißheit lesen wir aus seinen Büchern. Er wird auch im patriarchalischen Alter noch ebenso frische Lieder von lustigen, liebe- und küssebedürftigen Bauernmädeln — „De lütten holsteenschen Bauerndeerns sind von jeher mein Entzücken gewesen. In der Liebe wie im Leben wissen so wenige, was gut schmeckt", meint er einmal — und von übermütiger Sommerzeitsliebe dichten, wie jetzt. Ich glaube, er wird stets so jung und unverlebt, mit gesunden Kräften und frischen, zeugungsfrohen Sinnen bleiben, wie Theodor Storm, der von ihm Hochverehrte.

Einen großen Anteil an dieser konservativen Bewahrung seines Charakters mag der Einfluß der heimischen Erde haben, der er entsprossen ist, des schleswig-holstein'schen Landes, an dem er mit der Liebe des Kindes zu seiner Mutter hängt, dessen Leute er so trefflich, manchmal mit einem ganz leichten, fast unmerklichen Anflug feinen, schelmischen Spottes geschildert hat. Alle seine Arbeiten, mit Ausnahme einiger dramatischer, sind ja so fest bedingt und mit allen Fäden verknüpft an sein Land, daß diese nationale Eigenart ein gut Teil Partikularismus in sich tragen mag. Aber das schadet nichts bei einem Dichter unserer Zeit die so viele national geschlechtslose Schriftsteller hervorbringt. Das ist vielmehr ein Umstand mehr, der seinem Namen eine weit über Jahrzehnte hinausreichende Bedeutung giebt, dieser wurzelfeste, knorrige, eigensinnige, prächtige Stolz, der unbeugsam an seinem Volke mit all' seinen Tugenden und Lastern hält. „Daß du gesegnet seist, mein deutsches Vaterland! Wie bin ich stolz, ein Deutscher

zu sein!" schreibt er irgendwo in freudigem Glücksbewußtsein. Es ist dies eine von den vielen Stellen, in denen er sein Deutschfühlen direkt und unmittelbar in den Vordergrund rückt. Und wenn wir nirgends bei ihm ein so gerades freies Bekenntnis finden würden, so könnten wir doch aus jeder Seite seiner Schriften seine stolze, unverfälschte, germanische Gesinnung herauslesen. Freilich, wie oft hat er Grund, den warnenden, klagenden Freund zu spielen: „Aufgepaßt! mein deutsches Vaterland". Aber aus Schmerz und Betrübnis geht ja stets stärker und fester, unüberwindlich und tief ins Innerste gesenkt, die heilige Liebe zu Volk und Vaterland hervor, die nimmer lassen kann vom heimischen Stamm und Boden.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin SW. 46.

In unserem Verlage sind erschienen

folgende Werke
von
Otto Julius Bierbaum:

Studentenbeichten. Dritte Auflage. Mit origineller Umschlagzeichnung von Prof. Franz Stuck. M. 1.—
vornehm gebunden M. 2.—

Lobetanz. Ein Singspiel in drei Aufzügen mit Titelvignette von Th. Th. Heine. M. 2.—
vornehm gebunden M. 3.—

Detlev von Liliencron. Ein Dichterporträt. Mit dem Bilde Liliencrons. M. 1.—
vornehm gebunden M. 2.—

25 Jahre Münchener Hoftheatergeschichte. Eine kritische Würdigung der Theaterleitung Karl von Perfalls. Mit 70 Porträts der hervorragendsten Mitglieder des Münchener Hoftheaters. M. 3.—
vornehm gebunden M. 4.—

Die Schlangendame. Novelle. Mit 35 Zeichnungen von Felix Vallotton. M 2.—
vornehm gebunden M. 3.—

Der bunte Vogel. Ein Kalenderbuch auf 1897. Mit zahlreichen Illustr. von Felix Vallotton und E. R. Weiß. M. 6.—

Die vernarrte Prinzeß. Ein Fabelspiel in 3 Bildern. Mit bunten Steinzeichnungen von E. R. Weiß. M. 3.—
vornehm gebunden M. 4.—

In Vorbereitung:

Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspektive.

Herausgegeben von **Otto Julius Bierbaum:**

Der moderne Musenalmanach. Band I.
Ein Sammelbuch deutscher Kunst. Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums und 23 Illustrationen erster Künstler. M. 5.—
Einbanddecke nach Originalzeichnung von Franz Stuck. M. 6.—

Der moderne Musenalmanach. Band II.
Ein Jahrbuch deutscher Kunst. Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums, 16 Illustrationen erster Künstler und 12 Porträts. M. 5.—
Einbanddecke nach Originalzeichnung von Franz Stuck. M. 6.—


S.L.